

MMA i. Mar. 1950
Munich, Munich,
May 1950

HEINRICH ZILLICH

Zwischen Grenzen und Zeiten

Ich kam im siebenbürgischen Kronstadt 1898 zur Welt, eine Stunde weit von der einzigen wirklichen Grenze des Abendlandes, die sich seit tausend Jahren über die Karpaten hinzieht. Hüben lag Grenzmarkluft, Heimat verschiedener Völker, deren jedes das Seine an Recht, Art und Glauben streng wahrte, doch im Alltag fremdes Wesen mit der aus Erfahrungen gewonnen Weisheit der Schicksalsgemeinschaft ebenfalls achtete; drüben aber dehnte sich der Osten, das ganz Andere, Raschveränderliche, das den Mongolen, Kumanen, dann den Türken untertan gewesen war und sich erst spät im rumänischen Königreich dem Westen geöffnet hatte. Vor fünf Jahren wälzte sich der Osten über die alte Kulturgrenze weg, die immer nur solange gesichert lag, als sie den Schutz Deutschlands und Wiens genoß, woher zu ihr hin auch die kulturellen Nährquellen sprangen.

Den Saum des Abendlandes sah ich als Kind täglich vor Augen. Das belehrt ohne Worte, wohin man gehört. Meine Heimat bewohnen Teile von drei Völkern; darunter begriff sich der deutsche, bereits vor achthundert Jahren her in die Ferne hinausgesandte Stamm als Vorposten des Erdteils. Ihm, an Zahl klein, an Leistungen rundum unerreicht, war es natürlich und nützlich, die Eintracht aller ehrlich zu erstreben, was sogar den Kindern ein politisches Dasein vorschrieb. Wohl schon in der Volksschule vernahm ich, daß meine Ahnen hier Jahrhunderte vor der Schweiz ein Staatswesen geschaffen hatten, in dem es keine Standesvorrechte gab und selbst die höchsten Amtleute frei gewählt worden waren. Dieses Gebilde fiel dem ungarischen Zentralismus nach der Schlacht von Königgrätz zum Opfer, lebte aber in uns fort als die bessere Demokratie, da die moderne das Eigene der vielen Völkerschaften im Gegensatz zur altösterreichischen Regierungskunst zu zerstören trachtete. Es gelang dies nur fallweise. Wien war ja immer noch der Oberherr. Sitte, Maß- und Ranggefühl, das Bewußtsein kultureller Bedeutung verliehen Kraft, sich zu behaupten. Sie paarten sich mit Fleiß und östlich breiter Lust an Speise, Trank und Heiterkeit.

Das war die Luft, in der ich aufwuchs, die Grenze im Auge. Eine Reise nach Wien, Berlin oder Paris führte immer in als durchaus eigen empfundene Räume; die kurze Fahrt über den Paß nach Osten dünkte uns wie eine Expedition ins Urfremde. So verschmolz unser ausgeprägtes deutsches Bewußtsein mit europäischer Weite. Wir hatten Europa im Leib. Unter der damals noch unklaren Drohung des Ostens erhielt, was im Inneren des Erdteils hinter unserem Rücken vorging, für uns Bedeutung vorwiegend dadurch, ob es der Grenze nützte. Mit dieser später verschärften Haltung, die unser Urteil mitunter trübte, nahmen wir das heutige Denken der westlichen Welt vorweg.

Wir hatten Europa jedoch so im Leibe, daß wir schon beim Murnelspiel begriffen, wie weit ein Heinrich, Henrik oder Enric gehen durfte, um die höhere Gemeinschaft durch Überbetonung seiner Sondersache nicht zu gefährden, wobei wir aus dem Gefühl wußten, daß wer das Seine nicht festhält, dieselbe Gefahr heraufbeschwört, Recht und Ehre verliert und Raubgier gegen sich weckt. Lese ich heute die vielen Europa ersehrenden Aufsätze, so staune ich oft über die demagogische Forscheit

blinder Verfasser, die, auf dem Holzpferd moralischer Betrachtungen sitzend, vom Elementarischen der Frage nichts verspüren.

Noch ein Hinweis auf das Land meiner Herkunft. Es lag auch äußerlich unter der Spannung abendländischer Geborgenheit und östlicher Flutungen. Der Balkanwind wehte herein. Russische Stürme heulten in den winterlichen Tälern. Blauer südlicher Sommer kochte die Trauben, indessen Bären und Wölfe in den Urwäldern des Gebirges strichen und Büffel längs der üppigen Äcker weideten. Städte und Dörfer wie aus Franken hergezaubert, Burgen dazu, befestigte deutsche Kirchen und die südöstlichsten gotischen Dome — es bettete sich in eine bei jedem Schritt verwandelte Umgebung. Byzantinische und ungarische Gotteshäuser ragten nicht weit voneinander, und kam unser oder ein anderer Bischof zu Gast, so läuteten ihm die Glocken aller Völker und Glaubensbekenntnisse im klassischen Land der Religionsfreiheit einträchtig zum Gruß. Vergessen seien die uralten deutschen Gymnasien nicht und die steinernen Zeugen gewaltiger Stadtherrlichkeit, die einst, als jeder Europäer seine wahre Grenze kannte, päpstlicher Mund als Bollwerke der Christenheit pries.

Diese Schilderung der Heimat enthüllt mich selbst und eines der Themen, um die meine Arbeit ständig kreist. Es ist allemal schwer erklärbar, wenn ein junger Mensch eines Tages Gedichte und Erzählungen zu Papier bringt; was ihn aber erregt und was er aussagt, läßt sich darlegen. Bei mir könnte man ein gut Teil dessen, was ich geschrieben habe, in die freilich etwas vage Formel fügen, daß mich die Fülle des europäischen Zusammenlebens in ihrer Größe, Bedrohtheit und rechten Ordnung zum Wort dränge. Die abendländische Krise, über die heute jedermann seine ängstlichen Überlegungen ausgießt, spürte ich sehr früh wie eine sich dauernd steigernde Erschütterung der ganzen menschlichen Natur.

Die äußeren Ereignisse sprachen undeutlich. Es kamen der Krieg, die Frontjahre, für mich überdies ein Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit, denn aus einem Bürger Österreich-Ungarns wurde ich ein rumänischer, als man in Versailles jenen Frieden beschloß, dessen Drachensaat inzwischen aufgegangen ist; ja, ich mußte sogar 1919 gegen die Ungarn kämpfen. Es folgte die Studienzeit in Berlin, folgte neben wechselnden Brotberufen eine vieljährige Herausgebertätigkeit an der wichtigsten deutschen Monatsschrift des Südostens in Kronstadt. Sie diente dem heimischen Geistesleben und der kulturellen Völkerbegegnung, um wenigstens auf diesem Gebiet gegen die staatlich bereits vollzogene und sich nun chauvinistisch fortsetzende Aufspaltung des Donauraums zu wirken. Die Zeitgeschichte beschied mir stets dasselbe Erlebnis: Enge siegte über Weite, und drüben wartete der Osten. Drei Jahre vor dem zweiten Weltkrieg übersiedelte ich an den Starnberger See; ich wollte mich fortan frei meiner eigenen Arbeit widmen, dem Erzählen und dem Gedicht. Es war meine ruhigste, froheste Zeit. Wer darüber erstaunt ist, begreife: ich kam von der Grenze. Und dann lief ab, was wir alle hinter uns wissen. Über Enttäuschungen, Schrecklichkeiten und Rechtsbeugungen hüben und drüben bis zum heutigen Tag, begleitete mich, so oft ich es auch inzwischen behandelt hatte, mein Thema. Es ist inzwischen zum Thema der ganzen Welt geworden.

x mb
Freilich, welche Breite und Tiefe erschließt es, wenn man es ein halbes Jahrhundert lang auf der Haut brennen gefühlt, in Sehnsucht, Leid und Irrtümern immer verwandelt ertragen hat! Es reicht, um den abgenützten Ausdruck zu verwenden, bis zu den Dämonen hinab, er greift zu Gott empor, es faßt Blindheit, Herrlichkeit und Kraft der Menschenseele in sich ein. Es mündet zuletzt ins Geheimnis des Menschlichen überhaupt und in sein ungeheuerliches von Gott gefügtes Erdenlos.

Mit der ersten größeren Erzählung, die ich veröffentlichte, sprang ich das Thema wie im Traume an. Ich war noch Student. Da schrieb ich „Attilas Ende“. Mich reizte es nachzufühlen, warum der östliche Unheilsgötze vor Rom umgekehrt war, als ihm dort der Papst als Verkörperung des Abendlandes entgegentrat. Gleich darauf lockte mich die Kindheit zurück ins heimlich Warme. Es entstand die zweite Erzählung, die zum Buche gedieh, ein kleiner Liebesroman aus der Schülerwelt, „Wälder und Laternenschein“. Dann kelterte ich, meines Themas noch nicht ganz mächtig, in unzähligen Geschichten ab, was immer wieder aus dem Völkerschoß Siebenbürgens auf mich zuströmte. Jede dieser „Flausen und Flunkereien“ bildete sich wie von selbst. Erst später begriff ich den Vorgang, als ich bei Jeremias Gotthelf las, daß im ersten Satz einer Erzählung ein Geist erwache, der sie weiterführe und eigenwillig vollende. Ich habe diesen ersten Satz auch fürchten gelernt, weil er wirklich alles weitere in sich trägt wie das Samenkorn den Baum.

Die Geschichten, in denen ich gleichsam eine Bestandsaufnahme meiner äußeren Lebenswelt vorgenommen hatte, führten mich, da sie zum Teil kleine Novellen waren und sich als solche bei der späteren Neufassung ganz enthüllten, zur edelsten Gattung der erzählenden Kunst, für die ich keine Begriffsbestimmung suchen will. Mir genügt, wie Goethe sich dazu äußerte. Es beglückte mich jedesmal, wenn ich den durch bestimmte Merkmale als beispiellos und beispielhaft gekennzeichneten Stoff fand, den die Novelle erfordert, damit sie dessen Tiefe allein durch die klar und scharf gezogene Handlung rücksichtslos erhelle, bis am Schluß der oft berufene Falke sich aufschwinde. In den Novellen „Der Urlaub“, „Der baltische Graf“, „Der Zigeuner“, „Die Reinerbachmühle“ und noch etlichen anderen suchte ich so streng als möglich dem Gesetze des Stoffes und der Form zu genügen. Schrieb ich Novellen, so empfand ich fast hörbar das Geräusch einer Radiernadel auf der Erzplatte. Wenn sich das gültige Wort versagte, verstummte der begleitende Ton, den ich bei der Niederschrift von Romanen, Erzählungen und Gedichten nie vernahm, nur eben bei der Arbeit an Novellen.

Ich wußte nicht, als ich vor anderthalb Jahrzehnten nach einer aus Angst vor dem ersten Satz ausgebrochenen Krankheit an den Schreibtisch trat, daß der nun endlich begonnene Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ mein Thema in voller Breite aufrollen werde. Ich wußte nur, was ich im ersten Satz antönen wollte: alles sonst schwoll dunkel vor mir und lichtete sich von Tag zu Tag, bis nach fünf Monaten das dicke Buch von der Zerschlagung der das Abendland stellvertretenden großen Völkerordnung Altösterreichs fertig war, ein historischer Roman, der mit dem Jahre 1919 endete und darstellte, wie es gewesen. Man mag ihn auch einen

politischen Roman heißen, denn er wendet sich gegen den aufsprenghenden Chauvinismus und beschwört die Völkereintracht. Was ich schilderte, hatte ich erlebt und die vielen Gestalten des Buchs aus einem Strom erlebter Menschen verdichtet. Deren Völkern gerecht zu sein, war mir gelungen und dies mußte ich mir, obschon sie es durch manchen führenden Mann bestätigten, nicht bekräftigen lassen, denn während der Arbeit hatte mich die Liebe zu ihnen wie eine vertraute, jetzt ins Bewußtsein drängende Offenbarung geleitet und befreit.

Man kann Themen solcher Schwere dichterisch nicht anders gestalten als aus der Zuneigung zu den ins Verhängnis gerissenen Figuren, selbst der sittlich unzulänglichen; wer sie innerlich erfaßt, wird von der Ahnung bedrängt, daß vor Gott das von uns als böse Empfundene dem Guten wohl gleichen mag, denn beide entstammen ihm selbst als notwendige Bausteine des unbekannten Weltplans. Dies ist natürlich keine zum ethischen Vorbild geeignete Mutmaßung; es bezeichnet bloß die dem Epiker natürliche Haltung, die jener des Theaterdirektors verwandt ist, der alle Rollen gut gespielt sehen will, und das gilt für den Erzähler auch dann, wenn die Grundrichtung seines Werkes für eine Sache Partei ergreift.

Im Roman „Der Weizenstrauß“ ging ich dem Frauenschicksal einer Kriegswitwe und ihrer Töchter mit einer der Novelle angenäherten Straffheit der Handlungsführung nach, wobei nochmals die Probleme der Völkergrenzen gestreift wurden, doch in sparsamer Bescheidung auf wenige Personen, unter die ich auch einen Jüngling stellte, die damals zeitbedingte Verkörperung einer nicht ganz seltenen und schlimmen Art deutscher, zur politischen Verkrampfung neigenden Unsicherheit. Nach Veröffentlichung des Buches schrieb mir eine unbekannte Leserin, ich hätte ihr und ihrer Töchter Leben geschildert. Ich las es betroffen, denn die Fabel hatte ich frei erfunden.

Als mit der Katastrophe von 1945 unter dem Triumph des Westens und Ostens sich Erfahrungen und Erlebnisse aufhäuften, wie ich sie nie für möglich gehalten, und ich einsah, daß ich, von jeher ein Optimist, die Menschen trotz ererbter Spürigkeit für das Wirkliche noch nicht bis in alle Möglichkeiten durchschaut hatte, auch die deutschen nicht, da griff ich — die Dinge meines äußeren Daseins mögen unerwähnt bleiben — wie in Notwehr auf einen beiseitegelegten heiteren Stoff zurück. Mein erstes Studentenjahr verlief 1920 im Berliner Chaos; es innerlich zu bestehen, verlangte den gläubigen Humor, alles und nichts ernst zu nehmen, eulenspiegelhaft nach Bedeutsamkeiten suchend, die erlittenen Enttäuschungen abzustreifen und das Spiel fortzutreiben. In der unvergleichlich böseren Wiederholung der einstigen Zeitverwirrung schuf ich nun die Gestalt eines deutschen Narren, der sich lachend befreit, eine freilich nur scheinbar aus Schilda stammende Figur, geworfen ins europäische Schilda, ins heutige nicht und doch ins heutige. Ihre Unverwüstlichkeit macht das Schwere leicht, schöpft Sinn aus dem Unsinn und entlarvt gnadenlos jegliche Lüge. Novalis sagte, nach verlorenen Kriegen müsse man Lustspiele schreiben. Nun, das habe ich getan, indem ich den Roman „Grünk“ schrieb. Vielleicht begreift der Leser die Doppelschichtigkeit des vor-

gehaltenen Spiegels und sieht darin die nach Wahrheit dürstende Menschenseele; und so mag Lachen zum Nachsinnen führen.

Über die Einzelheiten unverwirklichter Pläne spreche ich ungern. Ein neuer Band Gedichte, ein Buch Novellen, ein kleinerer Roman werden bald druckreif sein. Was Roman zu nennen sei, ist umstritten, unleugbar aber trägt ein erzählendes Werk diesen Namen zu Recht, wenn es Bild und Wesen einer ganzen Epoche in menschliche Gestalten und Schicksale bannt. Ich halte dies für seinen Zweck und suchte daher in „Zwischen Grenzen und Zeiten“ und anderen Romanen ein Gemälde einer Lebenswelt zu malen. Es schwebt mir vor, auch die europäische Entwicklung von 1919 bis 1945 in der Schau meines Themas zu spiegeln. Sollte ich zwanzig Jahre später als Greis einen dritten Rückblick tun dürfen auf ein inzwischen zu neuer Form gekräftigtes Europa, so würde sich meine an der Grenze erweckte Sehnsucht erfüllt haben. Freilich, die Gewichte verschoben sich in mir seit der Kindheit mannigfach. Das Vordergründige öffnete seine Tiefen, hinein bis ins unsagbar Bestimmende. Ich glaube an keinen Untergang, wohl aber ans noch kommende Schwere. Doch hierüber habe ich nicht zu reden. Ich habe das Sein zu suchen und zu gestalten.

HEINRICH ZILLICH

Zwischen Grenzen und Zeiten

EIN SELBSTPORTRÄT

Ich kam im siebenbürgischen Kronstadt 1898 zur Welt, eine Stunde weit von der einzigen wirklichen Grenze des Abendlandes, die sich seit tausend Jahren über die Karpaten hinzieht. Hüben lag Grenzmarkluf, Heimat verschiedener Völker, deren jedes das Seine an Recht, Art und Glauben streng wahrte, doch im Alltag fremdes Wesen mit der aus Erfahrungen gewonnenen Weisheit der Schicksalsgemeinschaft ebenfalls achtete; drüben aber dehnte sich der Osten, das ganz Andere, Raschveränderliche, das den Mongolen, Kumanen, dann den Türken untertan gewesen war und sich erst spät im rumänischen Königreich dem Westen geöffnet hatte. Vor ~~dem~~ Jahren wälzte sich der Osten über die alte Kulturgrenze weg, die immer nur solange gesichert lag, als sie den Schutz Deutschlands und Wiens genoß, woher zu ihr hin auch die kulturellen Nährquellen sprangen.

Den Saum des Abendlandes sah ich als Kind täglich vor Augen. Das belehrt ohne Worte, wohin man gehört. Meine Heimat bewohnen Teile von drei Völkern; darunter begriff sich der deutsche, bereits vor achthundert Jahren her in die Ferne hinausgesandte Stamm als Vorposten des Erdteils. Ihm, an Zahl klein, an Leistungen rundum unerreicht, war es natürlich und nützlich, die Eintracht aller ehrlich zu erstreben, was sogar den Kindern ein politisches Dasein vorschrieb. Wohl schon in der Volksschule vernahm ich, daß meine Ahnen hier Jahrhunderte vor der Schweiz ein Staatswesen geschaffen hatten, in dem es keine Standesvorrechte gab und selbst die höchsten Amtleute frei gewählt worden waren. Dieses Gebilde fiel dem ungarischen Zentralismus nach der Schlacht von Königgrätz zum Opfer, lebte aber in uns fort als die bessere Demokratie, da die moderne das Eigene der vielen Völkerschaften im Gegensatz zur altösterreichischen Regierungskunst zu zerstören trachtete. Es gelang dies nur fallweise. Wien war ja immer noch der Oberherr. Sitte, Maß- und Ranggefühl, das Bewußtsein kultureller Bedeutung verliehen Kraft, sich zu behaupten. Sie paarten sich mit Fleiß und östlich breiter Lust an Speise, Trank und Heiterkeit.

Das war die Luft, in der ich aufwuchs, die Grenze im Auge. Eine Reise nach Wien, Berlin oder Paris führte immer in als durchaus eigen empfundene Räume; die kurze Fahrt über den Paß nach Osten dünkte uns wie eine Expedition ins Urfremde. So verschmolz unser ausgeprägtes deutsches Bewußtsein mit europäischer Weite. Wir hatten Europa im Leib. Unter der damals noch unklaren Drohung des Ostens

erhielt, was im Inneren des Erdteils hinter unserem Rücken vorging, für uns Bedeutung vorwiegend dadurch, ob es der Grenze nützte. Mit dieser später verschärften Haltung, die unser Urteil mitunter trübte, nahmen wir das heutige Denken der westlichen Welt vorweg.

Wir hatten Europa jedoch so im Leibe, daß wir schon beim Murnelspiel begriffen, wie weit ein Heinrich, Henrik oder Enric gehen durfte, um die höhere Gemeinschaft durch Überbetonung seiner Sondersache nicht zu gefährden, wobei wir aus dem Gefühl wußten, daß wer das Seine nicht festhält, dieselbe Gefahr heraufbeschwört, Recht und Ehre verliert und Raubgier gegen sich weckt. Lese ich heute die vielen Europa ersehenden Aufsätze, so staune ich oft über die demagogische Forschheit blinder Verfasser, die, auf dem Holzpferd moralischer Betrachtungen sitzend, vom Elementarischen der Frage nichts verspüren.

Noch ein Hinweis auf das Land meiner Herkunft. Es lag auch äußerlich unter der Spannung abendländischer Geborgenheit und östlicher Flutungen. Der Balkanwind wehte herein. Russische Stürme heulten in den winterlichen Tälern. Blauer südlicher Sommer kochte die Trauben, indessen Bären und Wölfe in den Urwäldern des Gebirges strichen und Büffel längs der üppigen Acker weideten. Städte und Dörfer wie aus Franken hergezauert, Burgen dazu, befestigte deutsche Kirchen und die südöstlichsten gotischen Dome — es bettete sich in eine bei jedem Schritt verwandelte Umgebung. Byzantinische und ungarische Gotteshäuser ragten nicht weit voneinander, und kam unser oder ein anderer Bischof zu Gast, so läuteten ihm die Glocken aller Völker und Glaubensbekenntnisse im klassischen Land der Religionsfreiheit einträchtig zum Gruß. Vergessen seien die uralten deutschen Gymnasien nicht und die steinernen Zeugen gewaltiger Stadtherrlichkeit, die einst, als jeder Europäer seine wahre Grenze kannte, päpstlicher Mund als Bollwerke der Christenheit pries.

Diese Schilderung der Heimat enthüllt mich selbst und eines der Themen, um die meine Arbeit ständig kreist. Es ist allemal schwer erklärbar, wenn ein junger Mensch eines Tages Gedichte und Erzählungen zu Papier bringt; was ihn aber erregt und was er aussagt, läßt sich darlegen. Bei mir könnte man ein gut Teil dessen, was ich geschrieben habe, in die freilich etwas vage Formel fügen, daß mich die Fülle des europäischen Zusammenlebens in ihrer Größe,

Bedrohtheit und rechten Ordnung zum Wort dränge. Die abendländische Krise, über die heute jedermann seine ängstlichen Überlegungen ausgießt, spürte ich sehr früh wie eine sich dauernd steigernde Erschütterung der ganzen menschlichen Natur.

Die äußeren Ereignisse sprachen undeutlich. Es kamen der Krieg, die Frontjahre, für mich überdies ein Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit, denn aus einem Bürger Österreich-Ungarns wurde ich ein rumänischer, als man in Versailles jenen Frieden beschloß, dessen Drachensaat inzwischen aufgegangen ist; ja, ich mußte sogar 1919 gegen die Ungarn kämpfen. Es folgte die Studienzeit in Berlin, folgte neben wechselnden Brotberufen eine vieljährige Herausgebertätigkeit an der wichtigsten deutschen Monatsschrift des Südostens in Kronstadt. Sie diente dem heimischen Geistesleben und der kulturellen Völkerbegegnung, um wenigstens auf diesem Gebiet gegen die staatlich bereits vollzogene und sich nun chauvinistisch fortsetzende Aufspaltung des Donauraums zu wirken. Die Zeitgeschichte beschied mir stets dasselbe Erlebnis: Enge siegte über Weite, und drüben wartete der Osten. Drei Jahre vor dem zweiten Weltkrieg übersiedelte ich an den Starnberger See; ich wollte mich fortan frei meiner eigenen Arbeit widmen, dem Erzählen und dem Gedicht. Es war meine ruhigste, froheste Zeit. Wer darüber erstaunt ist, begreife: ich kam von der Grenze. Und dann lief ab, was wir alle hinter uns wissen. Über Enttäuschungen, Schrecklichkeiten und Rechtsbeugungen hüben und drüben bis zum heutigen Tag, begleitete mich, so oft ich es auch inzwischen behandelt hatte, mein Thema. Es ist inzwischen zum Thema der ganzen Welt geworden.

Freilich, welche Breite und Tiefe erschließt es, wenn man es zeitlebens auf der Haut brennen gefühlt, in Sehnsucht, Leid und Irrtümern immer verwandelt ertragen hat! Es reicht, um den abgenützten Ausdruck zu verwenden, bis zu den Dämonen hinab, er greift zu Gott empor, es faßt Blindheit, Herrlichkeit und Kraft der Menschenseele in sich ein. Es mündet zuletzt ins Geheimnis des Menschlichen überhaupt und in sein ungeheuerliches von Gott gefügtes Erdenlos.

Mit der ersten größeren Erzählung, die ich veröffentlichte, sprang ich das Thema wie im Traume an. Ich war noch Student. Da schrieb ich „Attilas Ende“. Mich reizte es nachzufühlen, warum der östliche Unheilsgötze vor Rom umgekehrt war, als ihm dort der Papst als Verkörperung des Abendlandes entgegentrat. Gleich darauf lockte mich die Kindheit zurück ins heimatlich Warme. Es entstand die zweite Erzählung, die zum Buche gedieh, ein kleiner Liebesroman aus der Schülerwelt, „Wälder und Laternenschein“. Dann kelterte ich, meines Themas noch nicht ganz mächtig, in unzähligen Geschichten ab, was immer wieder aus dem Völkerschoß Siebenbürgens auf mich zuströmte. Jede dieser „Flausen und Flunkereien“ bildete sich wie von selbst. Erst später begriff ich den Vorgang, als ich bei Jeremias Gotthelf las, daß im ersten Satz einer Erzählung ein Geist erwache, der sie weiterführe und eigenwillig vollende. Ich habe diesen ersten Satz auch fürchten gelernt, weil er wirklich alles weitere in sich trägt wie das Samenkorn den Baum.

Die Geschichten, in denen ich gleichsam eine Bestandsaufnahme meiner äußeren Lebenswelt vorgenommen hatte, führten mich, da sie zum Teil kleine Novellen waren und sich als solche bei der späteren Neufassung ganz enthüllten, zur edelsten Gattung der erzählenden Kunst, für die ich keine Begriffsbestimmung suchen will. Mir genügt, wie Goethe sich dazu äußerte. Es beglückte mich stets, wenn ich den durch bestimmte Merkmale als beispiellos und beispielhaft gekennzeichneten Stoff fand, den die Novelle erfordert, damit sie dessen Tiefe allein durch die klar und scharf gezogene Handlung rücksichtslos erhelle, bis am Schluß der oft berufene Falke sich aufschwinge. In den Novellen „Der Urlaub“, „Der baltische Graf“, „Der Zigeuner“, „Die Reinerbachmühle“ und noch etlichen anderen suchte ich so streng als möglich dem Gesetze des Stoffes und der Form zu genügen. Schrieb ich Novellen, so empfand ich fast hörbar das Geräusch einer Radier-nadel auf der Erzplatte. Wenn sich das gültige Wort versagte, verstummte der begleitende Ton, den ich bei der Niederschrift von Romanen, Erzählungen und Gedichten nie vernahm, nur eben bei der Arbeit an Novellen.

Ich wußte nicht, als ich vor anderthalb Jahrzehnten nach einer aus Angst vor dem ersten Satz ausgebrochenen Krankheit an den Schreibtisch trat, daß der nun endlich begonnene Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ mein Thema in voller Breite aufrollen werde. Ich wußte nur, was ich im ersten Satz antönen wollte; alles sonst schwoll dunkel vor mir und lichtete sich von Tag zu Tag, bis nach fünf Monaten das dicke Buch von der Zerschlagung der das Abendland stellvertretenden großen Völkerordnung Altösterreichs fertig war, ein historischer Roman, der mit dem Jahre 1919 endete und darstellte, wie es gewesen. Man mag ihn auch einen politischen Roman heißen, denn er wendet sich gegen den aufsprenghenden Chauvinismus und beschwört die Völkereintracht. Was ich schilderte, hatte ich erlebt und die vielen Gestalten des Buchs aus einem Strom erlebter Menschen verdichtet. Deren Völkern gerecht zu sein, war mir gelungen und dies mußte ich mir, obschon sie es durch manchen führenden Mann bestätigten, nicht bekräftigen lassen, denn während der Arbeit hatte mich die Liebe zu ihnen wie eine vertraute, jetzt ins Bewußtsein drängende Offenbarung geleitet und befreit.

Man kann Themen solcher Schwere dichterisch nicht anders gestalten als aus der Zuneigung zu den ins Verhängnis gerissenen Figuren, selbst der sittlich unzulänglichen; wer sie innerlich erfaßt, wird von der Ahnung bedrängt, daß vor Gott das von uns als böse Empfundene dem Guten wohl gleichen mag, denn beide entstammen ihm selbst als notwendige Bausteine des unbekannten Weltplans. Dies ist natürlich keine zum ethischen Vorbild geeignete Mutmaßung; es bezeichnet bloß die dem Epiker natürliche Haltung, die jener des Theaterdirektors verwandt ist, der alle Rollen gut gespielt sehen will, und das gilt für den Erzähler auch dann, wenn die Grundrichtung seines Werkes für eine Sache Partei ergreift.

Im Roman „Der Weizenstraß“ ging ich dem Frauenschicksal einer Kriegswitwe und ihrer Töchter

mit einer der Novelle angenäherten Straffheit der Handlungsführung nach, wobei nochmals die Probleme der Völkergrenzen gestreift wurden, doch in sparsamer Bescheidung auf wenige Personen, unter die ich auch einen Jüngling stellte, die damals zeitbedingte Verkörperung einer nicht ganz seltenen und schlimmen Art deutscher, zur politischen Verkrampfung neigenden Unsicherheit. Nach Veröffentlichung des Buches schrieb mir eine unbekannte Leserin, ich hätte ihr und ihrer Töchter Leben geschildert. Ich las es betroffen, denn die Fabel hatte ich frei erfunden.

Als mit der Katastrophe von 1945 unter dem Triumph des Westens und Ostens sich Erfahrungen und Erlebnisse aufhäuften, wie ich sie nie für möglich gehalten, und ich einsah, daß ich, von jeher ein Optimist, die Menschen trotz ererbter Spürigkeit für das Wirkliche noch nicht bis in alle Möglichkeiten durchschaut hatte, auch die deutschen nicht, da griff ich — die Dinge meines äußeren Daseins mögen unerwähnt bleiben — wie in Notwehr auf einen beiseitegelegten heiferen Stoff zurück. Mein erstes Studentenjahr verlief 1920 im Berliner Chaos; es innerlich zu bestehen, verlangte den gläubigen Humor, alles und nichts ernst zu nehmen, eulenspiegelhaft nach Bedeutsamkeiten suchend, die erlittenen Enttäuschungen abzustreifen und das Spiel fortzutreiben. In der unvergleichlich böseren Wiederholung der einstigen Zeitverwirrung schuf ich nun die Gestalt eines deutschen Narren, der sich lachend befreit, eine freilich nur scheinbar aus Schilda stammende Figur, geworfen ins europäische Schilda, ins heutige nicht und doch ins heutige. Ihre Unverwüstlichkeit macht das Schwere leicht, schöpft Sinn aus dem Unsinn und entlarvt gnadenlos jegliche Lüge. Novalis sagte, nach verlorenen Kriegen müsse man Lustspiele schreiben. Nun, das habe ich getan, indem ich den Roman „Grünk“ schrieb. Vielleicht begreift der Leser die Doppelschichtigkeit des vorgehaltenen Spiegels und sieht darin die nach Wahrheit dürstende Menschenseele; und so mag Lachen zum Nachsinnen führen.

Über die Einzelheiten unverwirklichter Pläne spreche ich ungern. Ein neuer Band Gedichte, ein Buch Novellen, ein kleinerer Roman werden bald druckreif sein. Was Roman zu nennen sei, ist umstritten, unleugbar aber trägt ein erzählendes Werk diesen Namen zu Recht, wenn es Bild und Wesen einer ganzen Epoche in menschliche Gestalten und Schicksale bannt. Ich halte dies für seinen Zweck und suchte daher in „Zwischen Grenzen und Zeiten“ und anderen Romanen ein Gemälde einer Lebenswelt zu malen. Es schwebt mir vor, auch die europäische Entwicklung von 1919 bis 1945 in der Schau meines Themas zu spiegeln. Sollte ich zwanzig Jahre später als Greis einen dritten Rückblick tun dürfen auf ein inzwischen zu neuer Form gekräftigtes Europa, so würde sich meine an der Grenze erweckte Sehnsucht erfüllt haben. Freilich, die Gewichte verschoben sich in mir seit der Kindheit mannigfach. Das Vordergrundige öffnete seine Tiefen, hinein bis ins unsagbar Bestimmende. Ich glaube an keinen Untergang, wohl aber ans noch kommende Schwere. Doch hierüber habe ich nicht zu reden. Ich habe das Sein zu suchen und zu gestalten.

VERLEGER - PROFILE

Hans von Hugo

Von Hansgeorg Maier

Was der um die Mitte der dreißiger Jahre von Hans von Hugo und Schlotheim begründete Buchverlag heute erstrebt, weist er am sinnfälligsten wohl mit seiner Schriftenreihe „Europäische Stimmen“ aus. Vom Politischen und Künstlerischen, vom Soziologischen und Völkerrechtlichen her suchen diese Bände die Sicherung des wertbeständigen Überlieferungsgutes mit unbeschönigter Erkenntnis der Gegenwart zu vereinen. Darum stehen Klassiker wie Goethe, wie die Dichter der französischen Plejade, wie Storm, Fontane, Stevenson neben zeitgenössischen Gestalten wie Liam O'Flaherty, Hans-Joachim Haecker, Hans Schwarz, Ernst Glaeser. Journalisten wie Ernst Friedländer, Gordon Sewell, Karl-Heinz Ressing kamen hier über den Tag hinaus zu Wort neben dem ehemaligen Moskauer Botschafter Rudolf Nadolny und dem Rechtsgelehrten Eugen Budde. Am markantesten vielleicht läßt sich der unbefangen-tolerante und sachlich-verantwortungswilige Geist der Reihe an der soziologischen und anthropologischen Studie ablesen, die Elisabeth Pfeil hier der für unsere Jahre so überaus typischen Gestalt des Flüchtlings gewidmet hat. Gemeint als Brückenschlag zwischen der Sichtung des Überkommenen und dem Ringen um das Morgen; übermittelt diese Schriftenfolge dem Leser nicht einfach Leitsätze, Bekenntnisse und kritische Resultate zu bequemer Aneignung, sondern lockt und treibt ihn anspruchsvoll und antithetisch in ein eigenes Studium der Dinge hinein.

Anspruchsvoll und antithetisch nun gibt sich auch die sonstige Produktion des Verlages. Zwangsläufig entzündeten sich fruchtbare Spannungen zwischen einer betont europäisch orientierten Modernität und der ebenso akzentuiert vollzogenen Hingabe an eine unbeschadet der seither geschehenen Katastrophen noch immer faßliche geistige Tradition; eine Tradition ausgesprochen aristokratischer Prägung. Die Polarität zwischen beiden, zwischen der Moderne und der Tradition, nötigt den Leser zu eigenem Urteil im Sinne persönlicher Entscheidung. Das dokumentiert der Verlag nicht zuletzt durch eine bewußte Bemühung um den Nachkriegsroman. Symptomatisch für diese sind etwa Burchard Nadolnys „Michael Vagrant“, Paul Vialars „Große Meute“, Heinrich von Tiedemanns „Haut der Maske“ und sogar noch Willy Kramps „Jünglinge“, obwohl letztere an den Beginn unseres Jahrhunderts zurückweisen. Von der New Yorker Staatszeitung als wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Psyche der jungen deutschen Gene-